

## Interview mit Herrn Professor Dr. Wolfgang Frühwald



*Professor Dr. Wolfgang Frühwald.* Geboren 1935, verheiratet, fünf Kinder, elf Enkelkinder. Studium der Fächer Deutsch, Geschichte, Geographie und Philosophie an der Universität und an der Technischen Hochschule München. Promotion 1961, Habilitation 1969. 1970-1974 Professor an der Universität Trier-Kaiserslautern, seit 1974 Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Universität München. Gastprofessor 1985 am Department for Germanic Studies der Indiana University in Bloomington (IN, USA), 1999 an der Fakultät für Chemie der Universität Frankfurt. 1991-1997 Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, seit 1999 Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung. Ehrendoktor der Universitäten Dublin (Irland) und Bristol (UK), der

Hebräischen Universität Jerusalem und der Universität Münster in Westfalen. Hauptarbeitsgebiete: Geistliche Prosa des Mittelalters, deutsche Literatur der Romantik und der Moderne, Exilforschung, Editionsphilologie, Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsorganisation.

Soweit die lexikalischen Daten über den äußerst reichen beruflichen Werdegang des Präsidenten, der sich in seinem Appartement – einer trotz der hier verbrachten Kurzaufenthalte nicht nur funktionell eingerichteten Dienstwohnung – im Gebäude der Stiftung zu einem Gespräch zur Verfügung gestellt hat.

**HN:** Herr Professor Frühwald, Sie haben sich in einer Zeit zum Studium der deutschen Sprache entschlossen, als deren Ansehen – wie auch allgemein das Ansehen der deutschen Kultur und Wissenschaft – bei weitem nicht mehr das vor dem Krieg war, beziehungsweise noch nicht das gegenwärtige war. Was hatte Sie motiviert, diese Fachrichtung zum Kern Ihres Studiums zu machen?

**WF:** Es gibt eine ganz einfache Antwort. In meiner Familie bin ich absoluter Außenseiter, alle meine Vorfahren väterlicherseits waren Eisenbahner. Mit diesem Hintergrund habe ich Deutsch studiert. Allerdings war mein Hauptwunsch nicht das Eindringen in die Geheimnisse der deutschen Sprache, sondern ich wollte Geographie studieren, um als Lehrer in einer Schule zu arbeiten, genauer gesagt: ich wollte Oberstudienrat in Donauwörth werden. Die entsprechende Fächerverbindung lautete jedoch: Geographie – Geschichte – Deutsch.

Der Lehrerberuf war zu unserer Gymnasialzeit – zum Ende der 1950er Jahre – ein oft erstrebtes Ziel; ich würde sagen, dass bestimmt 50% meiner Schulkameraden diesen Beruf ergriffen haben. Mit dieser Vorstellung bin ich an die Universität gegangen und dort hatte ich hervorragende Lehrer – in Deutsch. So bin ich bei der deutschen Sprache geblieben.

**HN:** Seit drei Jahren bekleiden Sie das Amt des Präsidenten der Alexander von Humboldt-Stiftung, doch unter den bisherigen Präsidenten sind Sie der erste, dessen Fachgebiet zu den Geisteswissenschaften gehört. Gleichzeitig sind jedoch nur etwa ein Viertel der rund 25 000 Humboldtianer in diesem Bereich tätig; die Mehrheit sind Naturwissenschaftler. Stellt diese Tatsache ein Problem in Ihrer Tätigkeit dar?

**WF:** In den sechs Jahren zwischen 1992 und 1997 habe ich als Präsident die Deutsche Forschungsgemeinschaft geleitet, die mit einem Etat von damals 2 Milliarden DM die größte Förder-Organisation für Wissenschaft in Deutschland ist. Nur etwa 12-15% dieses Etats gehen (auch heute) an die Geistes- und Sozialwissenschaften. Ich hatte als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit den Naturwissenschaften und den Ingenieurwissenschaften keine Schwierigkeiten, da es bei einer solchen Präsidentschaft nicht um Fachkenntnisse geht, sondern um eine *wissenschaftspolitische* Tätigkeit, also um Geld und Etats, um das Ansehen der Wissenschaft als ganzer in der Öffentlichkeit, um Politikberatung, etc. Die Großkunden der Deutschen Forschungsgemeinschaft hatten mich nie im Verdacht, parteilich zu sein. Im Gegenteil: Sie wussten, dass ich persönlich keine großen Summen für Drittmittelprojekte brauchte und insofern für sie keine Konkurrenz darstellte. Sie wussten auch, dass ich überall dort bei Amtsantritt zurückgetreten bin, wo es zu Interessenkollisionen hätte kommen können (zum Beispiel aus Beiräten von Verlagen und Firmen etc.). Ich habe bisher auch als Präsident der Humboldt-Stiftung mit den Wissenschaften außerhalb meines Faches kaum Schwierigkeiten, obwohl die Zeiten rauer und schwieriger geworden sind. Es geht auch hier um das Erscheinungsbild der Stiftung in der Öffentlichkeit und um das Vertrauen in eine Amtsführung. Ich bin überzeugt, dass ich das Vertrauen aller Humboldtianerinnen und Humboldtianer weltweit habe.

**HN:**Wie sehen Sie, Herr Professor, als Germanist die Rolle der Nationalsprachen in den Wissenschaften? Welche Rolle messen Sie der deutschen Sprache zu?

**WF:** Seit etwa 50 Jahren hat sich zumindest in den Natur- und Lebenswissenschaften die englische Sprache zur Koiné des wissenschaftlichen Austausches entwickelt. Die Kongreß- und die Arbeitssprache in diesen Bereichen ist Englisch. Daß es meist ein verkürztes und einfaches Englisch, also „BE = Broken English“, ist, das hier gesprochen und geschrieben wird, nimmt dem Vorgang nicht von seiner Bedeutung. Die Einheitlichkeit der Sprache weist nämlich auf die Standardisierung dieser unter dem Diktat des Fortschritts stehenden Wissenschaften. Es weist auf weltweit einheitliche Methoden, einheitliche Standards, einheitliche Publikationsformen, auf einheitliche Bewertungs-Faktoren (impact factor etc.), kurz auf Vergleichbarkeit und internationalen Wettbewerb.

Anders verhält es sich bei den Geisteswissenschaften und einem Teil der Sozialwissenschaften (nämlich bei den nicht-empirischen Sozialwissenschaften). Dort ist Mehrsprachigkeit gefordert, wegen der untersuchten Gegenstände ebenso, wie wegen der unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen. Noch immer gilt Deutsch als Wissenschaftssprache für große Bereiche der Theologie, Französisch für die Archäologie, Italienisch für weite Teile der klassischen Philologie, sind die entsprechenden Nationalsprachen notwendiges Werkzeug der Philologen und der Geschichts-, Kultur- und Religionswissenschaften. Ein Byzantinist, der nicht Griechisch und Russisch spricht, ist in seinem Fach fehl am Platze. Ein Finnougrist, der nicht Finnisch und Ungarisch versteht, hat seinen Beruf verfehlt. Früher gab es in Europa genügend Sinologen und Japanologen, die die Sprache der von ihnen untersuchten Kulturen nicht sprachen, sie kaum lesen konnten. Dies hat sich grundlegend gewandelt. Die Kenntnisse der jeweiligen Nationalsprachen sind unentbehrlich.

Dies alles bedeutet, dass es unterschiedliches Sprachverhalten in der Wissenschaft gibt: Es gibt *resultathaft* verfahrenende und *prozeßhaft* verfahrenende Wissenschaften. Bei den ersteren geht das (meist experimentell gewonnene) Ergebnis seiner Beschreibung voran, bei den letzteren entsteht das Ergebnis erst *im* Prozeß des Schreibens. Beide Arten von Wissenschaft

ergänzen und stützen sich gegenseitig. Wer nur die resultathaft verfahrenen Wissenschaften (mit der englischen *lingua franca*) als „international“ betrachtet (was leider allzu häufig vorkommt) verkürzt die Wissenschaften um die „andere Hälfte“.

**HN:** Bisher haben Sie letztendlich die Wissenschaftssprache in den Mittelpunkt Ihrer Gedanken gestellt. Trifft dasselbe auch auf die Muttersprache zu, die ja doch einen weitaus stärkeren emotionalen Gehalt hat?

**WF:** Eine Situation, in der es neben verschiedenen National- oder Muttersprachen eine für die meisten fremde „Wissenschaftssprache“ gibt, ist ja nun keineswegs neu; denken Sie nur an die lateinische Sprache im Mittelalter. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang bitte an einen der Begründer meines Fachgebietes, der Germanistik, nämlich an Jacob Grimm erinnern. Als dieser am Anfang des XIX. Jahrhunderts in Göttingen Professor wurde, hatte er seine Antrittsvorlesung – wie zu dieser Zeit üblich – in lateinischer Sprache zu halten. „*De desiderio patriae*“, also „Über das Heimweh“ war das Thema dieser Vorlesung, die er in gebrochenem Latein gehalten hat, denn die Wissenschaftler dieser Zeit beherrschten diese Sprache nicht mehr so gut, wie man sie früher gekonnt hatte. Jacob Grimm hat dann mitten in diese lateinische Rede ein althochdeutsches Zitat eingefügt, also ein Zitat aus der deutschen Sprache des VII.-VIII. Jahrhunderts. Und siehe da, alle seine deutschen Zuhörer haben sein – gebrochenes – Latein verstanden, sein althochdeutsches Zitat aber nicht!

Natürlich muß die Forderung von Jacob Grimm, die fremde *lingua franca* abzulegen und zum Eigenen zurückzukehren unter Beachtung der damaligen Epoche gesehen werden. Doch nicht darum geht es mir jetzt, sondern um einen sehr schönen Gedanken, der an andere Stelle bei Jacob Grimm erscheint und den man auch modern ausdrücken kann: *Mit der Muttersprache gewinnt der Mensch Urvertrauen!* – ein grundsätzliches Urvertrauen zu der Welt, in der er lebt. Und nur Menschen, die ein solches Urvertrauen gewonnen haben, können auch später im Leben zu irgendjemand Vertrauen schöpfen.

Damit kommt man natürlich automatisch zur Frage der Mehrsprachigkeit. Aber dies stellt überhaupt kein Problem dar. Ich sehe es an meinen Enkeln, die Englisch sprechen und Deutsch träumen – oder gerade umgekehrt. Wichtig ist nur, dass es einen Menschen gibt, der das Kind auf dem Arm hat und die ersten Worte an es richtet, die das Kind dann in seine Sprachfähigkeit übernimmt. Daraus entsteht dieses Urvertrauen. Muttersprache ist also wichtig – ungeheuer wichtig – für die Sozialisierung des Menschen. Die Frage nach Wissenschaftssprache oder Nicht-Wissenschaftssprache ist dann eine ganz andere.

**HN:** Gegenwärtig vollzieht sich vor den Augen des Betrachters der Prozeß der Vereinigung Europas, der besonders in den letzten Jahren wichtige Ergebnisse und Erfolge aufzuweisen hat. Wie sehen Sie die Aufgaben der Alexander von Humboldt-Stiftung in einem zukünftigen, weitaus größeren Europa?

**WF:** Das ist eine ganz schwierige Frage, bei der es ja um die Europäisierung der Humboldt-Stiftung geht. Die Europäische Union hat bisher die Wissenschaft, Bildung und Kultur als ein Prinzip der Subsidiarität definiert, d. h. man ging davon aus, dass diese Bereiche auf der Ebene der Nationalstaaten besser verwaltet werden können, in kleineren Gemeinschaften ganz einfach besser zuhause sind, als auf der Ebene der Union; Kultur, Bildung und Wissenschaft waren also bislang in Brüssel nur mir Rahmenprogrammen vertreten. Ich glaube, dass diese Strategie sehr erfolgreich war.

Wenn es nun eine Bildungsunion, eine Wissenschaftsunion – auch bezüglich der Finanzierung – gibt, dann wird es die Humboldt-Stiftung, in dem Sinne, wie Sie sie kennen, nicht mehr geben können. Dann wird *die* oder *eine* Humboldt-Stiftung auf der Ebene der Union arbeiten, aber es gibt dann natürlich keinerlei nationale Unterschiede mehr, die für die Tätigkeit dieser Stiftung bedeutend wären. Das ist natürlich zu überdenken, denn was wir verlieren würden, ist der Familienstatus, die von uns äußerst erfolgreich praktizierte individuelle Betreuung der Stipendiaten. Die neue Größenordnung wäre einfach zu gewaltig, um hinter jedem einzelnen Stipendiaten die Person zu sehen und jedem Stipendiaten auf der anderen Seite anbieten zu können, dass er sich jederzeit an uns wenden könne und gewährt sein kann, dass ihm bei der Lösung seiner – oftmals ganz persönlichen – Probleme geholfen werden wird.

Natürlich muß man auch zugestehen, dass die gegenwärtige Humboldt-Stiftung ein Unikat ist; eine derartige Stiftung gibt es nicht noch einmal in der Welt. Mit dieser Stiftung ist es uns gelungen, Freunde für Deutschland zu gewinnen, wobei wir immer davon ausgegangen sind, dass Freunde für Deutschland auch Freunde für Europa sind. Wenn ich jetzt Freunde für Europa gewinnen möchte, dann ist es nicht ganz sicher, ob ich damit gleichzeitig auch Freunde für Deutschland gewinne. Also werden bei einer europäischen Stiftung die Interessen und auch die Finanzierungsmodalitäten andere sein, was die Auflösung des gegenwärtigen Stiftungsgedankens bedeutet.

Zur Zeit versuchen wir, einen Mittelweg zu gehen, nämlich die Humboldt-Stiftung mit Familiencharakter zu bleiben, uns aber gleichzeitig in Brüssel mit einer Agentur – zum Beispiel für die Brüsseler Mobilitätsprogramme – zu bewerben, in die die vieljährige Erfahrung der Alexander von Humboldt-Stiftung eingebracht werden könnte. Dieser Prozeß läuft gegenwärtig und es kann durchaus sein, dass wir in einem der Mobilitätsprogramme mit unserer Personenkenntnis als Agentur im Auftrag der Brüsseler Kommission tätig sein werden. Das würde sich mit unserem Selbstverständnis decken.

Wie es sich konkret gestalten wird, wissen wir nicht, doch es ist die schwierigste Frage, der wir uns in Zukunft zu stellen haben: Was wird aus Europa?

**HN:** Die Aufgabe des Prinzips der Subsidiarität – und als eine mögliche Erscheinung dessen: das vollständige Aufgehen der Humboldt-Stiftung in der europäischen Kommission – würde somit unter Umständen auch bremsend auf die Aktivitäten in den Bereichen Bildung, Kultur und Wissenschaft wirken können. Sehen Sie darin eine reale Gefahr, in erster Linie natürlich die Aktivitäten der Humboldt-Stiftung vor Augen haltend?

**WF:** Mit Sicherheit würde eine solche Entwicklung die Humboldt-Stiftung nachteilig berühren. Aber es gibt Bewegungen in verschiedene Richtungen. So ist Frankreich gegenwärtig damit beschäftigt, eine Stiftung ins Leben zu rufen, die der Humboldt-Stiftung sehr ähnelt. Auch sie haben erkannt, dass nicht die Gesamtzahl der Stipendiaten entscheidend ist, sondern das Netzwerk, das sich innerhalb und im Umkreis einer Stiftung herausbilden kann und das sich im Fall der Alexander von Humboldt-Stiftung um die ganze Welt spannt. Unsere Stipendiaten haben Partner und Freunde in 130 Ländern, mit denen sie direkt in Kontakt treten können; unter anderem auch Partner und Freunde in Deutschland, von denen sie wissen, dass sie ihnen vertrauen können. Das würden die Franzosen gern nachmachen.

Als Humboldt-Stiftung begrüßen wir diese Initiative der französischen Wissenschaftspolitik, denn wenn es solche Institutionen in verschiedenen europäischen Ländern – in Deutschland,

Frankreich, Italien, aber auch in Ungarn etc. – gäbe, die dann miteinander in Kontakt treten, dann wäre das natürlich eine andere Basis für eine europäische Zusammenarbeit.

**HN:** Gestatten Sie uns bitte, zum Abschluß noch einmal zu Ihrem eigentlichen Fachgebiet, der Sprachwissenschaft, zurückzukommen. Welche Auswirkungen hat die oft erwähnte Globalisierung auf die kleinen Sprachen, zu denen ja auch das Ungarische gehört?

**WF:** Die Globalisierung bedeutet einen Nachteil für die kleinen Sprachen, weil sich die globalisierte Welt auf die Sprachen der größten Sprechergruppen konzentriert, das Englische, das Spanische, das Chinesische (Mandarin) etc. Aber zugleich bedeutet die Globalisierung auch eine Herausforderung und dann eine große Chance für die kleinen Sprachgemeinschaften. Wenn sie sich nämlich um Zwei- oder Mehrsprachigkeit bemühen, sprechen sie immer eine Sprache mehr, als die großen Gemeinschaften. Die Klage über mangelnde Sprachkenntnisse (auch in der Muttersprache) ist in den USA weltweit am größten. Mehrsprachige kleine Nationen sind in den letzten Jahren (auch und gerade in Europa) zu bedeutenden Wissenschafts- und Wirtschaftsnationen geworden: die Niederlande, die Schweiz, Dänemark, Schweden, Finnland, etc. Die Globalisierung und die neuen Formen von wissensbasierter Industrie haben sich für diese Länder als enorm chancenreich erwiesen. Zur Nachahmung empfohlen!